



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Geschichte der deutschen Baukunst

Dohme, Robert

Berlin, 1885

Die Frühzeit

[urn:nbn:de:hbz:466:1-96051](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:hbz:466:1-96051)

Die Frühzeit.

Die Anfänge selbständiger Entwicklung der deutschen Monumentalbaukunst liegen im Zeitalter der Karolinger. Wohl besitzt das Land ältere Denkmäler, doch nur als Reste antiker Kultur; nichts größeres darunter als das gewaltige Marssthor der alten Kaiserresidenz Trier, die heutige Porta nigra. Der wanderfrohe Germane aber, vor dessen Andrängen das Römertum seit dem dritten Jahrhundert immer weiter nach Süden und Westen zurückwich, besaß keine monumentale Baukunst. Ihm genügte der leicht herzustellende, freilich auch leicht vergängliche Holzbau: im günstigen Falle ein Blockverband, dessen Fugen mit Letten oder Lehm ausgestrichen waren. Er genügte ihm noch in Zeiten, in denen die einzelnen Stämme, längst zur Ruhe gekommen, in festen Wohnsitzen die Konsolidierung ihres Staatslebens angebahnt hatten.

Die Wiege aller monumentalen Baukunst ist das Gotteshaus. Die Götter der Germanen aber wohnten in der freien Natur, nicht in umschlossenen Räumen; so fiel für diese Völker die wichtigste Triebfeder baulicher Unternehmungen fort. Es bedurfte deshalb des Christentums und des von ihm herausgeführten erneuten Kontaktes mit der antiken Kultur, um in den germanischen Ländern die ersten monumentalen Schöpfungen der Baukunst wach zu rufen. Von der Römerwelt erst überkam der Germane den Steinbau; denn die technischen Ausdrücke, welche sich auf ihn beziehen, sind zumeist der lateinischen Sprache entlehnt, während die Vokabeln des Holzbaues dem germanischen Sprachstamme angehören. — Den Faden, welchen das Schwert durchschnitten, knüpft die Kultur wieder an.

Vielfach hat sich die Geschichtsforschung mit dem altgermanischen Holzbau beschäftigt; aus der Form des heutigen Bauernhauses jener Gegenden, in denen der alte Typus sich erhalten, pflegt sie den Rückschluß auf die Gestaltung der ursprünglichen germanischen Siedelung zu machen und gern zieht sie die Schilderungen des nordischen Götter- und Heldenepos, der Edda, der Gudrun und des Beowulf hinzu, um ein Bild von der Form der ältesten Fürstensitze zu gewinnen. Aber schon von Anfang an ist das Haus des alemannischen und fränkischen Bauern wesentlich verschieden von dem des sächsischen; und sicher gelten ähnliche und größere Unterschiede für die Bauten des skandinavischen Nordens zu denen des eigentlichen Germaniens, so daß ein übersichtliches Bild vom Stande der Architektur in jenen Zeiten aus den vereinzelt Mitteilungen nicht zu gewinnen ist. Eine von dem vorhandenen Material abstrahierte Baugeschichte kann überhaupt von diesen Erstlingsstufen der Entwicklung

absehen; um so mehr, als jene altgermanische Holzbaukunst sicher nur von nebensächlichem Einfluß auf die Entwicklung der späteren Monumental-Architektur gewesen, wennschon sie in vielen Einzelheiten des mittelalterlichen Holz- und Fachwerkbauwerks noch nachtönen mag.

Das erste germanische Volk, welches zu fester Staatsbildung und zwar auf alt-römischem Boden gelangte, sind die Ostgoten. Aber schneller vollzieht sich der politische Ruin der Völker, als der einer einmal fest erblihten Kultur. Der Sieger wurde zum Besiegten; denn Theodorichs Bemühen geht nunmehr dahin, seine kriegstüchtigen Goten für die Segnungen der römischen Staatsorganisation zugänglich zu machen, und er selbst läßt sich vom oströmischen Kaiser Zeno adoptieren, um so den Cäsarengedanken fortzusetzen. Römisch ist auch das, was sein Architekt Moisius an Werken für ihn in Ravenna auführt; freilich römisch in der Weise, in der Mischung, wie um das Jahr 500 überhaupt römisches Wesen nur noch bestand. — Des rags als Zeugnis noch heut in einsamer Campagna sein verstümmelt Grabmal empor.

Ein zehnjseitiger Unterbau, dessen Inneres eine tonnengewölbte griechische Kreuzanlage zeigt. Das obere zurückspringende, außen ebenfalls zehnjseitige Geschoß umschließt einen runden Innenraum, den ein einziger zu flacher Kuppel ausgehöhlter Felsblock von nahezu 11 Meter Durchmesser und 2,5 Meter Höhe im ungefähren Gewicht von 8000 Zentnern deckt. Außen einst ein schmaler Umgang mit breiteren Pfeilern an jeder Ecke und zwischen diesen je einer Doppelarkade mit kleinen Tonnengewölben, welche auf horizontalen Unterzügen rechtwinklig gegen den Mauerkörper liefen. Dürftige Reste der Säulen dieser Arkaden und einzelne Ansatzlöcher im Boden sind noch vorhanden. Zwei heut die äußere Erscheinung des Gebäudes stark beeinflussende Freitreppen stammen erst aus dem Jahre 1780; sie sind deshalb in unserer Abbildung (Fig. 1) fortgelassen. Einst war der obere Raum unzugänglich. Hier stand wohl der Sarkophag des Königs, so daß in Übertragung alter Wandersitte auf die römischen Kulturformen auch hier noch ein mächtiger Monolith das Fürstengrab deckte; der untere Raum wird kirchlichen Zwecken gedient haben. — Seinen Formen im ganzen und im einzelnen nach ist der Bau durchaus ein Ausläufer römischer Architektur; nichts Germanisches, wie man wohl gemeint hat, findet sich an ihm. Die Grundform ist die des römischen Grabdenkmals überhaupt; und wäre nicht die weitaus größte Zahl dieser einst in Tausenden von Beispielen über ganz Italien verbreiteten Werke längst zerstört, das unmittelbare Vorbild für das Theodorichgrab würde sich wahrscheinlich noch nachweisen lassen. Denn selbständiges vermochte die Zeit nicht mehr zu leisten. — Die Details zeigen teils antike Formen, teils Umbildungen derselben, die lediglich auf einem Mißverstehen der Vorbilder beruhen: so in der Einfassung der Thüre ein wunderlich barbarisches Ornament, welches sich bei näherem Zusehen als ein verkümmertes Lorbeerband ausweist (Fig. 2 a)*), so jenes eigentümliche Friesornament am Hauptgesims, so die kaum noch erkennbaren Akanthuskonsole, so endlich auch die eigentümliche Form der Dachbildung mit den Henteln, deren Urform vielleicht

*) Die Begründung der oben gegebenen Beschreibung des Denkmals und die genauere Darlegung seines Verhältnisses zur antiken Kunst an der Hand von mir veranlaßter Detailaufnahmen muß ich für einen andern Ort versparen.

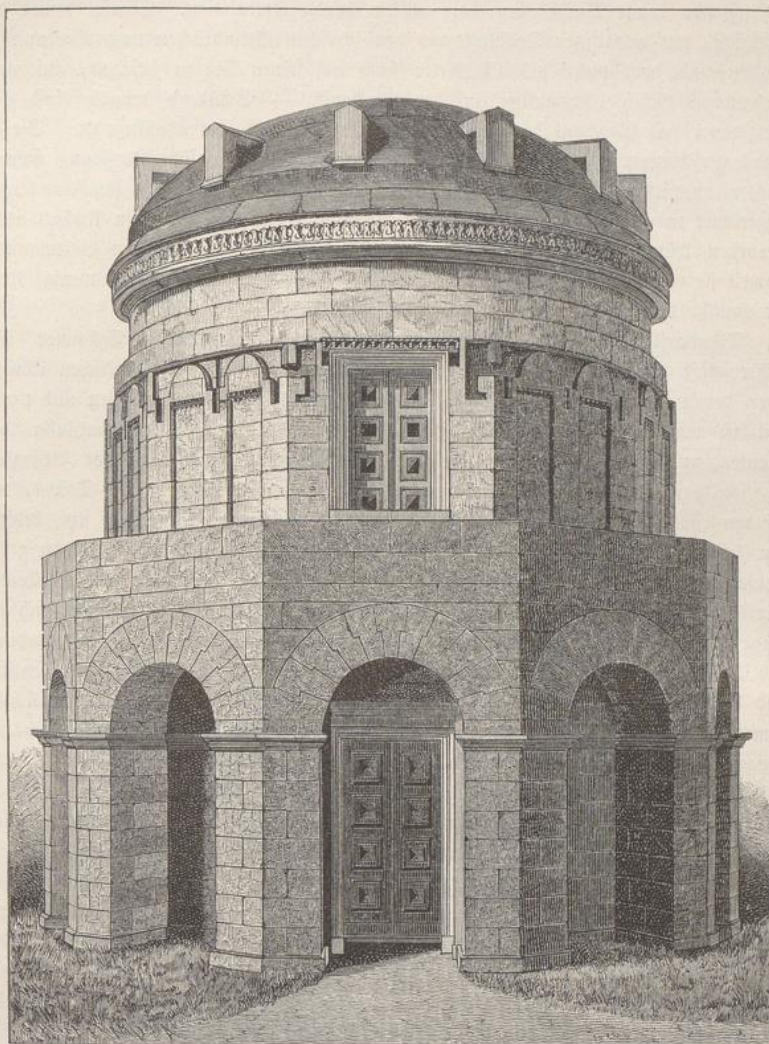


Fig. 1. Grabmal des Theodorich zu Ravenna.

in Bildungen, wie sie das Grabmal des Manutius Plancus bei Gaeta besitzt, zu suchen ist. Auch die Profilierungen zeigen bereits erhebliche Degeneration. Dagegen ist die Technik noch immer eine treffliche und beweist das selbst noch viel später zu beobachtende lange Wachbleiben der antiken Handwerkstradition. Ebenso deutet die Fähigkeit, den gewaltigen Deckblock aus den istrischen Steinbrüchen nach Ravenna zu schaffen und dort mehr als 12 Meter hoch auf seinen Ort zu bringen, auf noch vorhandene tüchtige Kenntnisse in der Mechanik. — Schützend umgab einst eine Ringmauer das Grabmal des Königs, alles Profane von ihm abschließend. Sie ist längst verschwunden; nur ihre Fundamente hat die archäologische Forschung unserer Tage nachgewiesen. Das Monument selbst blieb erhalten, weil früh in ihm eine Kirche eingerichtet wurde, die doch nie so große Bedeutung erlangte, daß ein Umbau nötig geworden wäre. — Weniger glücklich war das Geschick den übrigen Gotenbauten. Soweit sie etwa eigenartiges Gepräge trugen, sind sie vernichtet bis auf wenige Reste der Paläste des Theodorich zu Ravenna und Verona.

Theodorichs politische Schöpfung sinkt bald nach seinem Tode in Trümmer. Die Führerschaft der germanischen Völker übernehmen nach ihm die fränkischen Könige. Aber der von ihm gemachte Versuch des Ausgleiches zwischen der alten und neuen Zeit ist mißglückt. Auch fehlt die Bildungsfähigkeit der Goten vorläufig den Franken und mit dieser der Respekt vor der höheren Zivilisation der Besiegten. So schildert, um nur das eine Beispiel herauszuheben, Gregor von Tours, wie der vornehme Franke, die antike Kultur verachtend, auf seinem Bauernhof sitzt, bedient von leibeigen gewordenen Söhnen römischer Senatoren. Freilich seit Chlodwig die Taufe empfangen, findet die verachtete römische Gesittung doch auch ihre Stelle am fränkischen Hofe, denn die christlichen Priester, deren Macht der Merovinger sich gebeugt, gehören vorläufig fast ausschließlich dem überwundenen Volke an: dadurch sind Christentum und antike Lebensgewohnheit durch Generationen hinaus noch identisch. Und da die Kirche schnell der Träger aller Kultur wird, bleibt auch letztere, freilich in immer mehr verblassender Form römisch. Auf deutschem Boden ist dafür wenigstens ein Zeugnis, freilich nur in wenigen Trümmerfunden, erhalten.

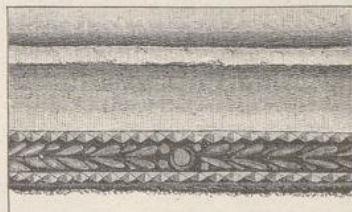
Als Nicetius im Jahre 527 in seine Bischofsstadt Trier einzog, fand er die Kathedrale derselben von der letzten großen Zerstörung her — der fünften, welche im Zeitraum von sechzig Jahren über die einst prächtige Augusta dahingegangen — in Trümmern. Ursprünglich war der Bau eine altrömische Gerichtshalle gewesen, in der Zeit der Blüte Triers, um 370 etwa, errichtet. Aber schon 387 hatte Valentinian II. die Residenz von der dem Zentrum ferneren Moselstadt nach Mailand verlegt; und mit dem Abzug des Hofes und der Spitzen der Verwaltung war schnell die Bedeutung Triers gesunken. In der entbehrlich gewordenen Gerichtshalle wurde eine Kirche eingerichtet. Sie stand bis zu ihrer Zerstörung durch die Franken i. J. 464; eine quadrate Anlage, die vier mächtige Granitsäulen in zwei sich kreuzende Hauptschiffe zerlegten. Halbrunde Bögen, welche die Decke trugen, verbanden die Säulen unter sich und mit den Wänden. Drei Portale öffneten sich in der ganzen Breite der Schiffe. Die Wiederherstellung unter Nicetius nun, zu der derselbe Handwerker und Architekten aus Italien bezog, erfolgte in strengem Anschluß an den alten Bau. Statt der gestürzten Säulen wurden neue, freilich nur aus Kalkstein errichtet mit Kapitellen kom-

positer Ordnung von fast rein antiker Bildung. Auch die Ziegeltechnik der neu errichteten Bögen war noch die antike; und ebenso ahmte die Dekoration an Wand und Decke die antike Formgebung, freilich in etwas vergrößerter Weise, nach: plastische Gesimse von Eierstäben und Akanthusblattwerk, Wandmalereien auf rohem, nicht mehr geschliffenem Putz, welche die antike Täfelung in kostbaren Steinen an den Wänden, die Kassettengliederung an der Decke imitieren. Auch die Säulen waren polychrom: grünlich-grau wie Granit der Schaft, rot das Kapitell mit goldgelbem Schafttring und Voluten, Masken und Eierstab. Alle Farben leuchtend und ungebrochen.

— Wenn bei diesem Ausbau Ricetius den schimmernden Goldglanz der ursprünglich die oberen Teile deckenden Mosaiken nicht wieder herstellte, so lag dies wohl nur im Mangel an Mitteln und nicht an der technischen Unmöglichkeit dazu. Denn man darf nicht glauben, daß die hier uns im Frankenlande entgegengetretende Kunst nun auch wirklich fränkischen Ursprungs sei; noch war trotz aller Stürme die unter der Römerherrschaft gezeitigte Entwicklung des Handwerks im Lande nicht ganz gebrochen; es genügten deshalb die von Italien bezogenen frischen Kräfte, ihm für den einzelnen Fall neuen Aufschwung zu geben.

In den folgenden zwei Jahrhunderten freilich starben auch diese Reste des alten Lebens allmählich ab. Als dann endlich die schreckliche, Jahrhunderte lange Periode des Kampfes um die Erbschaft der Cäsaren mit dem siegreichen Durchgreifen Karls des Großen ihr Ende erreicht hat und der Besieger des Abendlandes nun auch seine barbarischen Völker eine geordnete Staatswirtschaft, die milden Künste des Friedens lehrt, da kehrt sein Blick selbstverständlich zurück zu der Quelle, von der allein Be-

lehrung und Vorbild zu gewinnen war, zur Antike. Aber nicht unmittelbar an den Werken des klassischen Römertums begeistert er sich. Näher als die alten Cäsaren noch stand ihm die glänzende Gestalt jenes größten Germanenfürsten der Wanderzeit, des, den die Heldensage wie keinen andern feierte. So sind es denn auch die Bauten der Ravensstadt, der Lieblingsstadt des machtvollen Dietrichs von Bern, die ihn mehr



a) Ornament der Thüreinfassung.



b) Ornament der Wandblenden.



c) Fries am Hauptgesims.

Fig. 2. Details vom Grabmal des Theodorich.

als alle andern fesseln. In Ravenna haben wir mit hoher Wahrscheinlichkeit die Vorstufen für Karls Schöpfungen zu Aachen zu suchen.

Nicht sowohl zur Palastkapelle des Kaisers war das dortige Münster bestimmt, als vielmehr zur großen Hof- und Staatskirche des Reiches*), ein Werk, das die Summe des baukünstlerischen Könnens der Zeit darstellt. Mit außerordentlichem Aufwande wird seine Herstellung, wie die des gesamten Palastes, betrieben: Arbeiter werden ihm „aus allen Teilen des Abendlandes“ zugeführt, eine Fülle der kostbarsten Materialien und plastischer Werke wird mit unsäglichen Schwierigkeiten über die Alpen gebracht, darunter als sichtbares Zeichen der Verehrung Karls für seinen großen Vorgänger die Reiterstatue Theodorichs aus Ravenna, um auf dem Platze vor dem Palaste Aufstellung zu finden. — Die Kirche ist eine zentrale Anlage. Achteitig steigt das Mittelschiff auf, durch halbrundgeschlossene Fenster im Obergaden erhellt; rings herum legt sich zweigeschossig das durch eine sechzehnseitige Außenmauer begrenzte Seitenschiff: im Osten daran noch ein kleiner rechteckiger Altarbau, im Westen eine ebenfalls rechteckige, in großer Bogennische sich gegen den Vorplatz öffnende Vorhalle, deren Mauerkörper von zwei runden Treppentürmen flankiert ist. Acht große Arkaden, welche in Verwendung eines römischen Motives durch eine zweigeschossige Säulenstellung gefüllt sind, erschließen den Mittelraum gegen die Empore. Da wo diese im ersten Stock über der Vorhalle sich erweitert, stand einst gegenüber vom Hauptaltar der Thronstuhl des Kaisers. Abgesehen von den nur dekorativ vernutzten Säulen in den großen Arkadenöffnungen ist die Kirche durchaus ein Pfeilerbau, dessen Details so einfach wie nur möglich gehalten sind, dem jede plastische Ornamentik fehlt. Dies freilich ist bedingt durch die ursprüngliche Dekorationsweise des Innern; denn der ganze Raum ist berechnet auf Mosaikierung und Marmorinkrustation, wie sie beispielsweise San Marco in Venedig noch ganz, San Vitale in Ravenna wenigstens teilweise zeigt. Das Äußere war einfach gebildet; an den Ecken des Obergadens sprangen Strebebögen vor, die in je einem korinthischen Kapitell endeten. Schrägansteigende Tonnen als Decke der rechteckigen Felder der Empore, die wieder in sinnreicher Weise mit flachen Wandnischen kombiniert sind, nehmen den Druck der Hauptkuppel auf und leiten ihn auf die Seitenschiffsmauern. Das Zeltdach der Kuppel und der Oberbau der Vorhalle sind in späterer Zeit verändert, das ursprüngliche Altarhaus im Jahre 1355 durch einen schlanken gotischen Chor ersetzt worden; im Innern wurde im Laufe der Jahrhunderte die farbige Inkrustation zerstört; sonst ist der Bau im großen ganzen wohl erhalten.

Es leuchtet ein, daß ein Werk von dieser Reife nicht die selbständige Schöpfung des karolingischen Baumeisters ist. Dieser fußt vielmehr auf älteren Vorbildern; und zwar hat er die allgemeine Idee der Anlage wohl von San Vitale in Ravenna entnommen, nicht aber die Einzelheiten der Ausführung. Das dortige Wölbungsprinzip ist ein viel komplizierteres als das Aachener. Ist dieses überhaupt von einem bestimmten Bauwerk entlehnt, was allerdings wahrscheinlich, so ist derselbe untergegangen.

*) Daß die Bestimmung des Baues keine private war, geht u. a. auch daraus hervor, daß mit ihm nach Art der altchristlichen Kathedralanlage eine Taufkirche durch ein gemeinsames Atrium verbunden war.

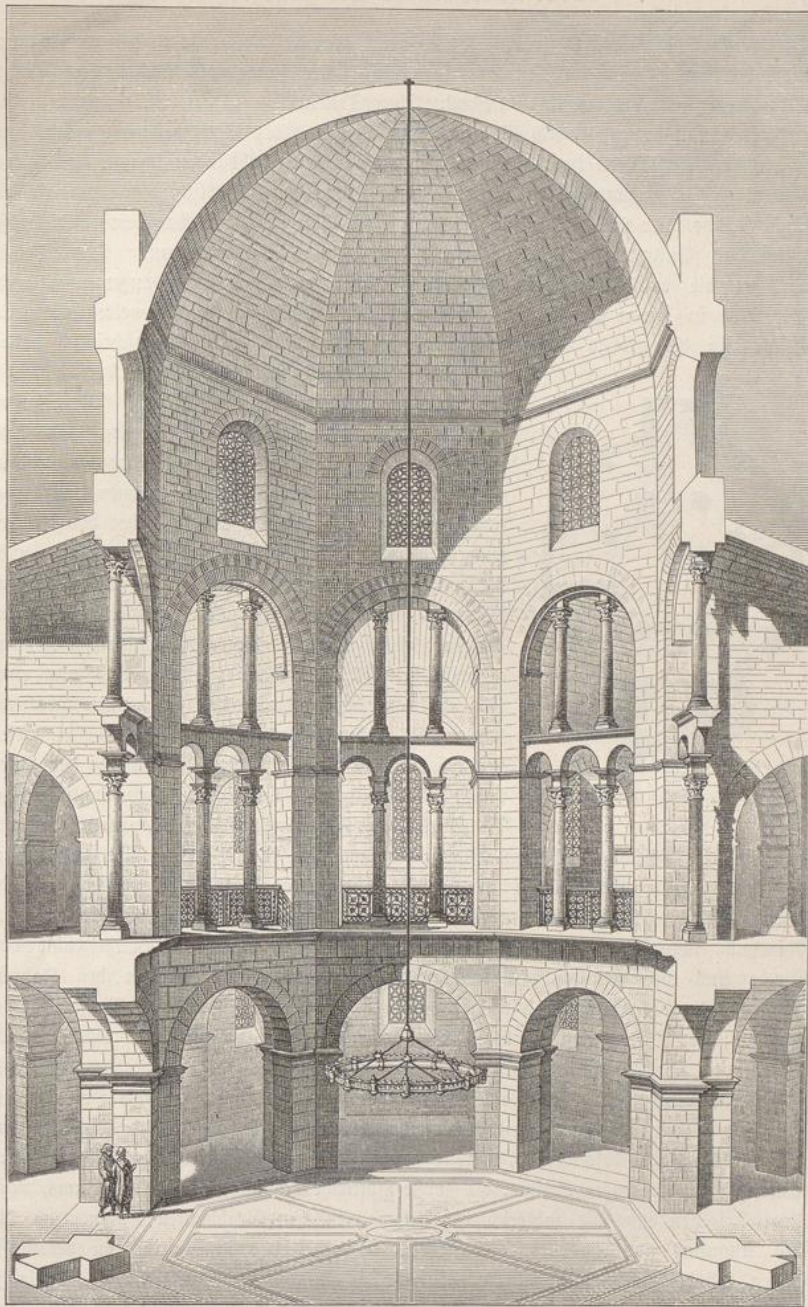


Fig. 3. Münster zu Aachen.

Verwandte Anlage der Seitenschiffsdecken zeigt aber beispielsweise noch heut der alte nicht fest datierbare Dom von Brescia, und, sicher jünger als Aachen, die Kirche San Fedele in Como in ihren ursprünglichen Teilen.

Jedenfalls offenbart sich hier noch eine Kenntnis des Gewölbebaues, welche den folgenden Geschlechtern in erneuten schweren Kampfzeiten abhanden kommt. So zeigt sich in der Übertragung des Gewölbeschubes von den Mittelschiffsmauern auf die Außenwände hier bereits die nicht erfolglose Beschäftigung mit Problemen, die erst durch das Eintreten des Strebebogens ihre volle Lösung finden. Das Detail bewahrt die entartete antike Gliederung, aber es ist spärlich angewendet und bescheiden in seinen Profilen; ebenso geht die Einfügung der doppelten Säulenstellung in die großen Bogen auf ältere römische Vorbilder. Wahrscheinlich boten

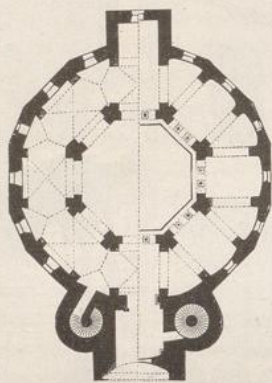


Fig. 4. Münster zu Aachen.

die Thermen vielfach derartiges; auch in der Sophienkirche begegnen wir dem gleichen Motiv. Die Säulen selbst, so wie ihre Kapitelle sind antiken Gebäuden entnommen, die bronzenen Brüstungen dagegen, welche zwischen die Säulen eingeschoben, stammen aus karolingischer Zeit. Nicht diese aber erst hat das Fehlen feinerer künstlerischer Durchbildung der Profile und die willkürliche Hinzufügung des alles überdeckenden Marmor- und Mosaikschmuckes verschuldet; darin offenbart sich vielmehr die Geschmacksrichtung der altchristlichen Zeit überhaupt; es ist dies nur eine Reproduktion dessen, was die gefeiertsten Kirchenbauten des Abend- und Morgenlandes boten. Besondere Aufmerksamkeit verdient die Fassade der Vorhalle: ihr Mittelbau wird schon ursprünglich über die Seitentürme hinausgestiegen sein. Zwar ist heut,

wo die alte Vorhalle von San Vitale verschwunden, der Beweis nicht zu führen, daß der Aachener Meister auf sie zurückgegriffen, wahrscheinlich ist dies jedoch in hohem Maße. Auch die dreiteilige Loggia über dem Eingang finden wir in Ravenna, und zwar am Palaste des Theodorich. — Über die Baugeschichte der Kirche sind wir ziemlich gut unterrichtet. Errichtet wurde sie in den Jahren 796—804; als Architekt wird (freilich erst in späterer Zeit) ein Magister Odo genannt; der Abt Ansegis von St. Wandrille steht den verschiedenen Künstlerwerkstätten vor, Einhart war der Oberleiter des Ganzen. —

Was bewog Karl zur Wahl des Zentralbaues, während doch die Hauptkirchen der Christenheit in Rom sämtlich Langhausbauten sind? Sollte die Anlage von San Vitale Karls besonderes Interesse gewedt haben? oder sollte ein beabsichtigter Anschluß an die Hagia Sophia, die große Hofkirche des oströmischen Kaisertums, vorliegen? sollten etwa die zahlreich erhaltenen römischen Grabbauten, namentlich die des Augustus und Hadrian, aus neuerer Zeit der des Theodorich ihn veranlaßt haben, für die eigene Grabeskirche ebenfalls die Rundform zu wählen? — Vielleicht wirkte alles zusammen! Seine Völker aber sahen mit staunender Bewunderung auf das im Norden unerhörte Prachtwerk. Nichts reiferes und herrlicheres hätte die

Zeit hervorbringen können! das fühlte man allerorten; und in naiver Huldigung vor dem Wunderbau reproduzierte man ihn im kleinen in den nächsten Jahrhunderten mannigfach. Die Schloßkapelle auf dem Valkhofe zu Nymwegen war eine solche verkleinerte Kopie wahrscheinlich Karls selbst, im elften und zwölften Jahrhundert wurde sie dann umgebaut; Ludwig der Fromme baute so die Schloßkapelle zu Diefenhofen; Bischof Notker im Jahre 981 so eine Johanniskirche zu Lüttich; auch die Walpurgiskirche zu Gröningen hatte verwandte Form und ebenso, wahrscheinlich wenigstens, die nur in einer Abbildung erhaltene Kirche St. Michael zu Hugsbafen im Elsaß. Noch erhalten ist die Wiederholung zu Ottmarsheim im Elsaß, in den Ruinen erkennbar die zu Mettlach bei Trier und zu Lonnig bei Koblenz, neuerdings in den Fundamenten wieder bloßgelegt die auf dem Georgenberge bei Goslar (1128—31); das System wenigstens (drei Seiten des Achtecks) wiederholt der westliche Chorabschluß der Nonnenkirche zu Essen aus dem zehnten Jahrhundert und die eigentümliche zweigeschoßige Säulenstellung die Westempore der Kirche St. Marien im Kapitol zu Köln aus dem elften.

Und wie für das Innere, so für die Fassade. Das in Aachen auftretende Motiv der Frontbildung mit dem von zwei kleinen Rundtürmen flankierten rechtwinkligen Mittelbau wird ein gern wiederholtes Schema. Allerorten sind Beispiele dafür bis ans Ende des elften Jahrhunderts erhalten; oft wird die folgende Darstellung darauf zurückzukommen haben. Es ist der Ausgangspunkt für die später, namentlich bei den städtischen Pfarrkirchen, beliebte eintürmige Frontbildung. Daneben aber vollzieht sich auch der umgekehrte Vorgang, der dann zur zweitürmigen Fassade führt: statt des Mittelgliedes steigen die Treppentürme höher hinauf, ursprünglich rund, bald auch viereckig oder mit dem Zwischenstück im Grundriß zu einer in der ganzen Breite der Westfront vorgelegten Baumaße zusammengezogen. Das Glockenhaus bleibt in dem Mittelteil und empfängt hoch über dem eigentlichen Kirchendach ein sich nach vor- und rückwärts niederjerkendes Satteldach. Dieser Entwicklung begegnen wir vornehmlich in Sachsen; ihr erstes Beispiel war vielleicht schon der Dom Heinrichs I. zu Quedlinburg. Prinzipiell unterschieden von ihr ist die seit dem zwölften Jahrhundert auf deutschem Boden zuerst im Elsaß auftretende nordfranzösische Kathedralfront, die ebenfalls zwei Westtürme bietet, aber zwischen diesen den Dachgiebel des Langhauses bis in die Frontlinie vorrückt.

Das was dem Aachener Bau die hohe kunstgeschichtliche Bedeutung giebt, ist die an ihm zu Tage tretende technische Reife des Gewölbebaues. Sie fehlt der gleichzeitigen Basilika-Architektur. In dieser ist vielmehr die flache Decke seit altchristlicher Zeit Tradition und es vergehen noch mehr als zwei Jahrhunderte, bis hierin eine Änderung entsteht. Die bisherige Grundrißbildung der Basiliken aber erfährt im Zeitalter Karls des Großen eine weitere Ausbildung. Und zwar ist dies nicht nur äußerliche Bereicherung, sondern es handelt sich zugleich um Fortschritte auf dem Wege organischer Gestaltung des Ganzen. Die ersten Stufen einer weite Perspektiven bildenden Entwicklung werden jetzt betreten; in lückenloser Kette läßt sich dieselbe

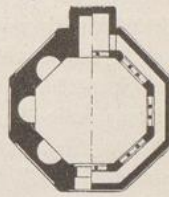


Fig. 5.
Grundriß der Kapelle zu
Mettlach (restauriert).

von nun an verfolgen bis zur Erfüllung des mittelalterlichen Kirchenideales überhaupt, bis zur fünfschiffigen gotischen Kathedrale. Die ersten Momente dieses Werdens entziehen sich freilich vorläufig noch unserer Kenntnis. Deshalb muß sich der Historiker heut damit allein begnügen, zu konstatieren, daß sie in die Karolingerzeit fallen: um das Jahr 800 nämlich ist die dreischiffige kreuzförmige doppelchörige Kathedralanlage eine Tatsache. Und zwar konzentrieren sich die ältesten Denkmäler der Art, von denen wir in Deutschland Kenntnis haben, mit wenigen Ausnahmen im Lande der Franken und Hessen.*) Von hier aus findet diese Form durch drei Jahrhunderte so weite Verbreitung, daß sie bei größeren Anlagen zur Regel wird, während sie in andern Ländern nur vereinzelt auftritt.

Die großen Klosteranlagen sind es, in denen sich diese Entwicklung der altchristlichen Basilika zur kreuzförmigen Anlage mit Doppelchor und Krypta vollzieht. Rituelle Bedürfnisse einerseits, die Menge der beim Chordienst beteiligten Geistlichen in den damals stark bevölkerten Klöstern andererseits waren es wohl vereint, welche zunächst die Hinausrückung des Hauptaltars in einen besonderen Altarbau ostwärts von der Vierung, also die Verwandlung der T-förmigen in die +förmige Anlage herbeiführten. Die so entstehende Grundrißbildung aus dem lateinischen Kreuz wurde dann bekanntlich schnell im ganzen Abendlande die Normalform für das christliche Gotteshaus. Dieselben Ursachen führten allmählich auch zur Hinzufügung des zweiten Chores, dem gelegentlich ein zweites Querhaus beigegeben wird. Endlich kommt in jener Zeit die Krypta zu allgemeiner Aufnahme.

Die erste Kunde von einer doppelchörigen Anlage auf deutschem Boden, die wir besitzen, kommt von Fulda. Dort hatte der zweite Abt Baugulf (780—802) bereits einen Erweiterungsbau der ältesten Kirche begonnen. Sein Nachfolger, der bisherige Architekt des Baues und Vorsteher der Kunstschule Ratger fördert energisch das Werk, dem der nächste Abt Eigil dann nachträglich zwei Krypten einfügt. 819 erfolgt die Weihe des Ganzen. Nur summarisch sind die Beschreibungen der bereits 937 durch Brand zerstörten Kirche: zwei Chöre, ein westliches Querschiff, zehn Säulenpaare im Vanghaus, also jederseits elf Arkaden mit ebenso vielen Fenstern im Obergaden. Die Maße, wenn von dem alten Kölner Dom St. Peter (beg. 814), welcher der Fuldaer Salvatorkirche verwandt und ebenfalls doppelchörig war, geschlossen werden darf, müssen erhebliche gewesen sein.

Von den Klosterkirchen übertrug sich diese Planbildung um so leichter auf die städtischen Kathedralen, als damals die Gesamtgeistlichkeit der Stadt zu gemeinsamem Chordienst verbunden war, die Verhältnisse also hier ähnlich wie dort lagen.

Die drittälteste bekannte doppelchörige Anlage in Ländern deutscher Zunge ist die von St. Gallen, auch sie, gleich ihren beiden älteren Schwestern, heut bis auf die letzte Spur verschwunden. Aber an Stelle der Steine redet hier ein Pergament, ein Denkmal einzig in seiner Art: der Bauplan, welcher dem Abt Gozbert von St. Gallen von einem bauverständigen auswärtigen Freunde um das Jahr 820 zugesandt wurde. Dem Detail des damals geplanten und um 822 begonnenen Neubaus hat er nicht zu

*) Alter als die in Deutschland bekannten Bauten war die doppelchörige Anlage zu Centula (Saint Niquier) bei Abbeville in der Normandie, ein Bau aus den Jahren 793—798, der wiederum, wie Dehio und v. Bezold mit Recht hervorheben, nicht ohne Vorgänger zu sein scheint. Vergl. Dehio und v. Bezold: System. Darst. p. 169.

Grunde gelegen; denn der fremde Architekt kannte, wie der Entwurf erweist, nicht die topographischen Eigentümlichkeiten der Örtlichkeit. Er sandte vielmehr einen idealen Plan, der aber für die Nachwelt gerade deshalb von besonderem Wert ist, weil er

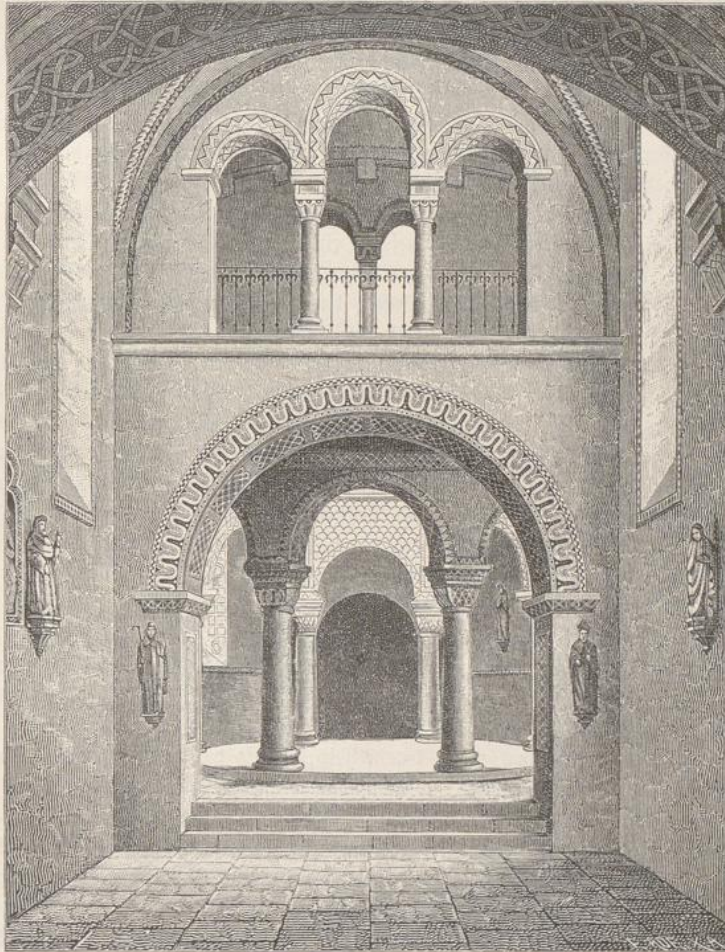


Fig. 6. St. Michael zu Fulda.

lehrt, was damals bei großen Klosteranlagen in Bezug auf Kirchen-Konvents- und Wirtschaftsgebäude für erforderlich galt und wie man die einzelnen Baulichkeiten räumlich zueinander anzuordnen für richtig hielt.

Auf vier zusammengefügten Pergamenthäuten ist die Zeichnung in einfachen Linien mit roter Farbe entworfen (1,10:0,79). Die Gebäude sind in ihren Grund-

rissen gegeben; die Arkaden aber und einzelne Wölbungen im Umriss in diesen Grundriß hinein projiziert; mannigfache Notizen in schwarzer Farbe erläutern in leoninischen Versen die Darstellung. Da die Regel Benedikts verlangte, daß die Mönche die Befriedigung all ihrer Lebensbedürfnisse innerhalb der Klostermauern fanden, so umfassen diese zugleich die gesamte Ökonomie. Ziemlich in der Mitte des Ganges befindet sich der Kreuzgang mit den ihn umschließenden Konventsgebäuden; im Norden reiht sich die Kirche an, eine Säulenbasilika mit zehn Säulenpaaren im Langhaus, östlichem Kreuzschiff und zwei Chören. Getrennt vom Hauptgebäude liegen vor der Westfront zwei Rundtürme und zwischen sie hindurch führt ein langer schmaler Gang von der äußeren Umfassungsmauer zur Kirche. Auf der Ostseite schließen sich in gleicher Längsachse mit der großen Kirche zwei kleine gegeneinander gefehrte Kapellen an: westlich die Kranken-, östlich die Novizenkirche; nördlich von ihnen dann das Kranken-, südlich das Novizenhaus. Diese in einer Reihe angeordneten Hauptgebäude teilen somit die ganze Anlage in zwei (ungleiche) Hälften. In der nördlichen liegen ein Logierhaus für vornehme Gäste, das Schulhaus, die Abtswohnung mit der dazu gehörenden besonderen Ökonomie, die Wohnung des Arztes, der Operationsraum und der Arzneigarten; die Südhälfte füllen in der Richtung von West nach Ost das Gesindehaus, der Schaf-, Schweine-, Ziegen-, Kuh- und Pferdestall, das Gasthaus für Pilger und Arme, verschiedene Handwerkerwohnungen, das Brau- und Backhaus, die Stampf- und die Mahlmühle, dann die Scheune, der Hühner- und Gänsestall, so wie die Wohnung des Federviehzüchters, ferner der Gemüsegarten und der Begräbnisplatz. All das und noch manches andre zusammengedrängt auf kleinstem Raum, die einzelnen Baulichkeiten nur durch sehr schmale Gassen voneinander getrennt, von denen die breiteste, wenn der Plan genau wäre, etwa Dreiviertel der Mittelschiffsbreite der Kirche besäße. Die Gebäude sind meist einstöckig, die vornehmeren aber haben auch ein Obergeschoß; zum Teil sind sie nur aus Holz gebaut und mit Holzschilden, vielfach gewiß auch mit Stroh gedeckt gedacht. Wie wenig erfreulich — nach modernen Begriffen — das Leben bei diesem engen Zusammendrängen von Mensch, Vieh und Wirtschaftsräumen in den Klöstern der damaligen Zeit gewesen sein muß, leuchtet ein; ebenso die außerordentliche Feuergefahrlichkeit der ganzen Anlage. Leicht konnte in den hölzernen Gebäuden ein Brand entstehen, und war er ausgebrochen, so ließ sich ein Eindämmen des entsestellten Elementes kaum denken. Der Plan von St. Gallen erklärt somit vollumfänglich die im Mittelalter so häufig wiederkehrenden Klosterbrände. — Zu diesem Zusammendrängen der ganzen Anlage aber zwangen die unruhigen Zeiten. Das Kloster dient zugleich als Festung. Da nun jede unnötige Ausdehnung der Anlage die Verteidigung erschwerte, so muß die Gesamtlänge der Außenmauern auf das möglichst kleinste Maß beschränkt werden.

Die Kirche selbst ist nach altchristlichem Vorbild eine Säulenbasilika. Diese schlanken Stützen verlangen aber selbstverständlich die flache Holzdecke; die Wölbung ist deshalb nur in bescheidener Weise in der Krypta zur Anwendung gekommen. Die organische Ausbildung der Fassaden wird sogar noch nicht einmal angestrebt: allerlei Anbauten legen sich an die Langseiten des Gotteshauses und halbrunde Vorhallen, die „Paradiese“, an beide Apsiden; der Turm ist zwar bereits aus rein ästhetischen Gründen

verdoppelt, aber der Versuch, diese beiden Bauglieder nun auch durch Zusammenschließen mit dem Gebäude als Hauptmotiv der Frontentwicklung zu verwerten, der in Aachen bereits unternommen, ist hier nicht gemacht; vielmehr stehen beide Türme noch nach altchristlicher Art frei neben dem Gotteshause, mit dem sie nur durch kleine Gänge verbunden sind. — Obgleich im wesentlichen Innenbau, ist die Anlage doch auch in dieser Beziehung noch zu keiner einheitlichen Raumwirkung gelangt: eine Fülle von Einbauten scheiden vielmehr die einzelnen, verschiedenen Bestimmungen gewidmeten Abteilungen voneinander. Die Kreuzarme bilden noch selbständige, nur durch eine Thür zugängliche Kapellen; das Hauptschiff zerschneiden nach altchristlicher Art vielfach Schrankenreihen, die Nebenschiffe Altäre, die an Scherwänden im rechten Winkel zur Außenwand aufgestellt worden sind. — Zieht man die Summe all dieser Einzelheiten, so ergibt sich, daß sämtliche Elemente der mittelalterlichen Kathedralanlage hier zwar schon vorhanden sind, daß aber weit noch der Weg ist bis zur völligen architektonischen Ausreifung des nur im Keim Vor- gebildeten.

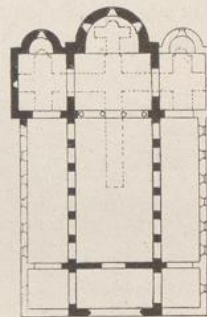


Fig. 7. Kirche zu Michelfstadt.

Etwas günstigeres Geschick als über den großen Basiliken der Zeit hat über einigen minder bedeutenden Bauten gewaltet. Zunächst sind von jenen beiden Stiftskirchen, die Einhart auf seinen eigenen Domänen im Oberrhein errichtete, Michelfstadt (beg. 827) und Seligenstadt (beg. 828), erhebliche Reste innerhalb späterer Umbauten erhalten. Beidemale Pfeilerkirchen: in Michelfstadt eine T-förmige Anlage mit drei Apsiden an der Ostseite des Querhauses; in Seligenstadt ist die ursprüngliche Chorbildung nicht mehr nachweisbar. Das Mauerwerk zeigt Bruchstein an den Wänden; flache Ziegel und breite Mörtelfugen, in denen der Mörtel mit Ziegelmehl untermischt ist, also altrömische Tradition, an den schlanken Pfeilern und Arkadenbögen. An die Antike schließen sich auch die Profilierungen der Pfeilerkämpfer und Vasen an. In Seligenstadt ist die Krypta zerstört, wohlerhalten ist sie dagegen in Michelfstadt, eine durch die scharf ausgeprägte Kreuzgestalt eigenartige Anlage (vergl. Fig. 7 die punktierten Linien). Der Typus im allgemeinen mit den schmalen Gängen und deren gelegentlicher Erweiterung zu Grabkammern, eine ältere Form als die später allgemein übliche Saalanlage, ist offenbar den Cömeterien der altchristlichen Katakomben nachgebildet. Vor der Kirche lag, wie neuerliche Ausgrabungen gezeigt haben, nach altchristlicher Sitte ein Atrium, von welchem aus man zunächst die Vorhalle und dann erst die eigentliche Kirche betrat.

Sehr ähnlich der Michelfstädter Anlage war die der Kirche zu Seligenstadt, soweit die wenigen dort erhaltenen Spuren und schriftlichen Zeugnisse Einhart's ein Urteil gestatten. Auch hier eine dreischiffige Pfeilerbasilika mit Atrium und Vorhallen. An der Westseite der Kirche lag im Innern eine Empore, tief genug, um einen Altar des heil. Michael aufzunehmen*). Von dort aus wohnte Einhart dem Gottesdienst

*) Ob diesen Angaben Einhart's gegenüber die Restauration, welche Adami neuerdings

bei, also auf einem Plaze, ganz analog dem der Kaiserloge in Aachen. Wenn nun, nach diesen Beispielen zu schließen, die Sitte des karolingischen Zeitalters dem Kirchenpatron seinen Platz auf der Empore anweist, so haben wir darin mit hoher Wahrscheinlichkeit den Ausgangspunkt zu sehen, von dem aus sich die zweigeschoßigen Anlagen bei den Schloßkapellen der späteren Zeit entwickelt haben.

Nächst dem kaiserlichen Hofe ist Fulda im Anfang des neunten Jahrhunderts das wichtigste Zentrum baulicher Unternehmungen in Deutschland.

Das im Jahre 744 von Sturm, einem Schüler des hl. Bonifaz, gegründete Kloster war schnell zu hoher Bedeutung gelangt, als zehn Jahre später der Apostel der Deutschen dort seine Ruhestätte gefunden. Schon mit dem Nachfolger Sturms beginnt hier eine Reihe von Äbten, deren Regierungszeit durch eine ununterbrochene Serie von Monumentalbauten bezeichnet ist, darunter der bedeutendste die bereits oben erwähnte Salvatorskirche mit der Gruft des Heiligen. Aber eins nur von all diesen Werken ist bis auf unsre Tage gekommen: die Grabeskirche, welche sich der



Fig. 8.
Kapitell in St. Michael zu Fulda.

vierte Abt Eigil errichtete († 822). Dem heiligen Michael gewidmet, ist sie, wie alle älteren Kirchen des Erzengels, ein Rundbau, bei dem symbolische Bezüge schon in der Konzeption mitsprachen oder doch von den Zeitgenossen bereits hineingeendet wurden. Auf acht mit Rundbögen überdeckten Säulen ruht eine Kuppel, die ein tonnengewölbter Umgang umgiebt; darunter in ähnlicher Anordnung die Krypta. Nur sind die Säulen in dieser durch eine feste Ringmauer mit vier Durchgängen ersetzt und an Stelle der Kuppel ist ein Ringgewölbe angeordnet, das inmitten auf kurzer stämmiger Säule aufsteht. Auf

einem Stein ruht das Ganze, steigt dann auf acht Säulen und Bögen empor, um wieder in einem Stein (dem Schlußstein der Kuppel) zu schließen: „so ist die Christenheit, der lebendige Tempel Gottes, auf den einen Christus gegründet, um durch die acht Seligkeiten wieder zu ihm sich zu erheben“, belehrt uns der ziemlich gleichzeitige Mönch Candidus. Die gedrungene Mittelsäule der Krypta steht auf einfachem Wulst und zeigt ein rohes, schon nicht mehr verstandenes jonisches Kapitell; während die acht Säulen des Hauptraumes attische Basen und immerhin zierlichere Kompositkapitelle besitzen. Diese wurden jedoch in späterer Zeit in ihren unteren Teilen verstümmelt. So zeigt sie die Abbildung 8. Das auf ihnen lagernde Gebälkstück zeigt in seiner Profilierung denselben starren Schematismus, wie die verwandten Glieder am Aachener Dom. Klein in den Abmessungen (r. 13 Meter innerer Durchmesser), an Kunstformen nicht reich, ist das Werk in seiner schlichten Einfachheit ein charakteristisches Denkmal einer in kindlicher Befangenheit an die monumentalen Aufgaben gehenden Zeit; aber wichtig deswegen, weil hier unabhängig von den antiken

für den Michelfstädter Bau versucht hat (die Einhart-Basilika zu Steinbach im Odenwald, Hannover 1885), aufrecht zu erhalten oder ob nicht auch für diesen Bau eine ähnliche Westempore voranzusetzen ist, mag hier auf sich beruhen.

Vorbildern die Lösung der Aufgabe in selbständiger Weise angestrebt wird. — Das elfte Jahrhundert hat das Ganze überhöht, Emporen in dem Nebenraume angelegt, für diese vier zweiteilige Bogenfenster nach dem Mittelbau zu eingebrochen und allerlei weitere Zuthaten, selbst ein kleines Langhaus, zum Ursprünglichen hinzugefügt; dieses Bild der Kirche giebt in der heutigen Restauration Fig. 6.

An Reichtum und Feinheit der Einzelbildungen diesem Werk überlegen, aber wesentlich noch von antikem Raum- und Formensinn durchweht ist ein kleiner Bau zu Vorsch im Rheinthale vor dem Odenwald. Dort hatte im Jahre 774 Karl der Große der Weihe einer Kirche beigewohnt, von welcher der Chronist ausdrücklich rühmt, daß sie „more

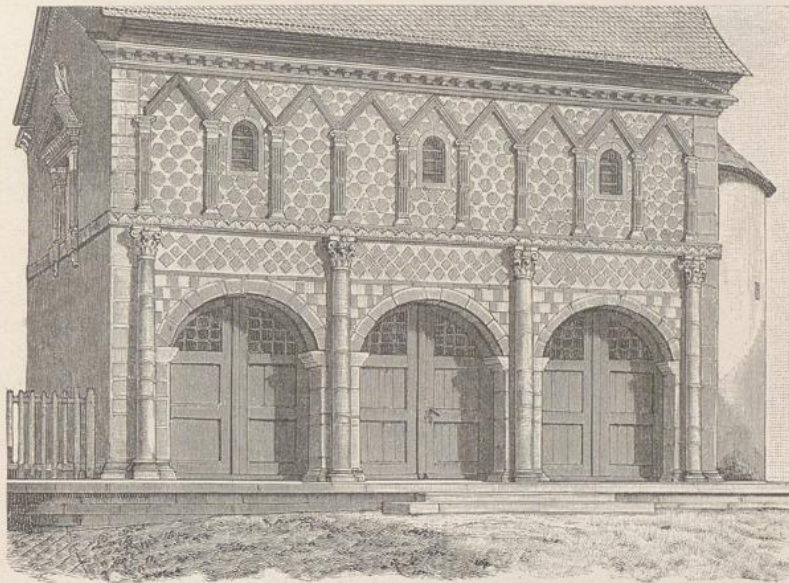


Fig. 9. Eingangsthor zum Kloster Vorsch.

antiquorum et imitatione veterum“, also im Anschluß an antike Vorbilder errichtet sei. In dieser Kirche, die sich Ludwig der Fromme zum Begräbnisort ersehen, errichtete ihm sein Sohn Ludwig der Deutsche zwischen den Jahren 876 und 882 eine Grufkapelle, welche die Chronisten als „ecclesia varia“, als „bunte Kirche“ bezeichnen, die also wahrscheinlich am Äußeren mit Mosaiken geschmückt war. Auch diese ist wie die Kirche verschwunden, dagegen aus der gleichen Zeit etwa ein anderer Bau erhalten, ein kleines zweifrontiges Werk, 10,8:7,1 m groß, 7,4 m hoch. Drei weite Rundbogenarkaden öffnen sich zwischen vier schlanken Kompositssäulen. Darauf folgt ein niedriges Obergeschoß, welches zehn kleine jonische kannelierte Pilaster in neun von Spitzgiebeln überdeckte Felder teilen, in denen drei halbrund geschlossene Fenster sitzen. Ein Zahnschnittgesims schließt das Ganze ab. Alles atmet hier das Studium der Antike, die Verhältnisse des Ganzen so gut wie die Details. Die Kapitelle der Kompositssäulen

Dohme, Bautum.

2

sind von zierlicher, ja selbst eleganter Bildung, ebenso deren attische Vasen; die Pilasterköpfe allerdings nur steife und willkürliche Reproduktionen des jonischen Schemas. Die Ausführung in regelmäßiger Quaderung zeigt eine für die Zeit außerordentliche Reife der Technik und ist in dieser Hinsicht selbst dem Nachener Münster überlegen; offenbar hatte sich das Handwerk an den großen Bauunternehmungen Karls und seines Sohnes von neuem zu besserer Leistung herangebildet, hatten die Künstler die Antike wieder schärfer sehen lernen. Neu und ein Zeichen noch unentwickelten Kunstgefühles ist die Anwendung spitzer Giebel, die gelegentlich

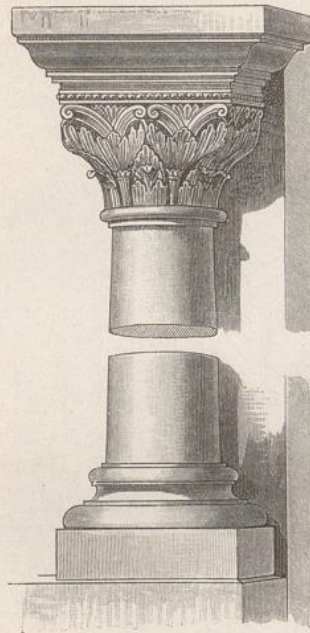


Fig. 10. Kapitell und Basis aus dem Ludgerikloster zu Helmstädt.

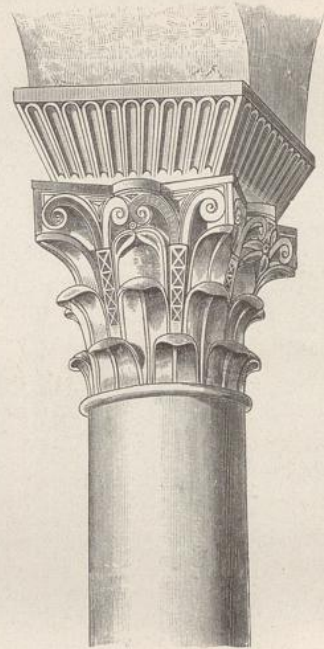


Fig. 11. Kapitell in St. Justinus zu Höchst.

auch in späterer Zeit und ebenso in altfranzösischen Bauten wiederkehren, vor allem aber in den architektonischen Kompositionen der Miniaturen noch lange allgemein üblich sind. Auch jenen Wechsel roter und weißer Platten, die schachbrettartig die ganze Fassade bedecken, kennen bereits einzelne spätrömische Bauten, wenn auch nicht in so ausgedehnter Anwendung. Als *Opus reticulatum*, wie er hier z. T. auftritt, verschwindet er freilich nach Vorsch, als regelmäßiger Quaderverband aber hält er sich in Italien durch das ganze Mittelalter; in Deutschland ist er häufig bis zum Anfang des elften Jahrhunderts und bleibt wenigstens an den Bogenwölbungen hier und da bis gegen den Anfang des dreizehnten hinein wach.

Lange hat man über die Bedeutung des kleinen Baues gerätselt, der in der That unter den erhaltenen Monumenten ohne Genossen dasteht. Er bietet die Ver-

wertung des römischen Triumphbogens als Eingangsthor der gesamten Klosteranlage. Vorbilder für seine besondere Formgebung mochte der Architekt damals in Bauten des späten Römertums noch mehrfach finden; bieten doch heute noch die Porta bei Vorfari zu Verona und die Porte d'Arroux zu Autun verwandte Motive.

In die erste Hälfte des neunten Jahrhunderts gehören auch die ältesten Teile der Justinuskirche zu Höchst, deren korinthische Säulenreihen noch von dem Bau des Erzbischofs Otgar (826—47) stammen. Ihre Bildung mit dem charakteristischen, durch vertikale Kanneluren gegliederten trapezförmigen Gebälkaufsatz ist völlig analog den spärlichen Kapitelltrümmern, welche neuerdings Ausgrabungen auf der Stätte des karolingischen Palastes zu Zingelheim zu Tage gefördert haben. Verwandte, aber sorgfältiger durchgeführte und statt des steilen Kämpferstückes mit einem reich gegliederten, dem Fuldaer ähnlichen Gebälkstück gedeckte Kapitelle haben einige kleine Säulen, welche von dem Karolingerbau des Klosters Helmstädt in Sachsen in den späteren Umbau der St. Hedwigs-Kapelle daselbst übernommen wurden. — Was sonst an Werken dieser Zeit auf uns gekommen, sind geringe Reste, zumeist Kryptenanlagen: Schöpfungen, die im ganzen mehr archäologisches als kunstgeschichtliches Interesse beanspruchen.

Was Karl geschaffen, vermögen die Nachfolger nicht aufrecht zu erhalten. Unter Ludwig dem Frommen schon beginnt der Kampf im Kaiserhause selbst: die kaum verbundenen germanischen Stämme kehren sich in Waffen wieder gegeneinander. Auch sind die Völker noch nicht allerwärts zur Ruhe gekommen; noch überschwemmen die letzten Sturzwellen der großen Wanderung die Welt. Siebenundsechzig Jahre nach dem Tode des großen Kaisers (881) stampfen die Hölle der Normannen den Boden, unter dem er im Tode auf weißem Marmorsessel saß, in den machtlos gewordenen Händen Zepher und Reichsapfel haltend. Von Südosten her durchziehen die Avaren in immer erneuten Raubzügen das Land. Manches an technischen und künstlerischen Kenntnissen, das sich noch vom Altertum herübergerettet hatte bis in Karls Zeit, ging damals verloren, um erst langsam wieder auf Grundlage einer neu erblühenden Gesittung zurückgewonnen zu werden.

So trüb sich nun auch der politische Zustand des Reiches im Verlauf des elften Jahrhunderts gestaltet, an baulicher Thätigkeit überhaupt fehlte es nicht. Allmählig faßt die Kirche festen Fuß im Lande. Immer weiter nach Osten dringen ihre Kloster-siedelungen, ihre Bischofsitze vor; allerwärts gründen die weltlichen Machthaber befestigte Höfe. Sind dies anfänglich auch häufig genug nur primitive Bedürfnisbauten, vielfach aus Holz oder gar nur aus Reisern errichtet, wie jene dürftigen Hütten, die heute Köhler und Walдарbeiter zu vorübergehendem Schutz für die Nacht aufstellen, so verdrängten doch, sobald die Verhältnisse sich einigermaßen konsolidiert, solidere Werke diese ersten Gründungen.

Zahlreiche Städte entstehen ferner unter den sächsischen Kaisern des zehnten Jahrhunderts und durch sie erwachen der Baukunst wieder neue Aufgaben. Hatten die Karolinger im wesentlichen städtisches Leben nur auf den Pfaden des Römertums

an den Ufern der großen Ströme, des Rheins und der Donau, entwickelt, so schiebt das sächsische Kaisertum, selbst aus dem Binnenlande stammend, auch seine Städteanlagen weit nach Osten und Norden vor. Es fehlt denn auch nicht an Nachrichten über Bauten aller Art aus dem Jahrhundert von 850 etwa bis 950; aber selbst da, wo die zeitgenössischen Schriftsteller die Herrlichkeit der Anlagen rühmen, haben wir nur ein bescheiden Maß künstlerischer Durchbildung und künstlerischen Reichtums vorauszusetzen. Gering sind meist die Abmessungen; immer mehr verlieren sich die konstruktiven Kenntnisse, verliert das Detail das Formgefühl der Antike. Aber es ist eine Zeit des Überganges. Im weiteren Verlauf des zehnten Jahrhunderts häufen sich die Anzeichen des Beginnes einer neuen selbständigen Entwicklung der Baukunst auf Grund der nationalen und klimatischen Anforderungen. Freilich erscheinen diese Anfänge oft in bescheidener Gestalt, dürftig, gelegentlich selbst roh in den Formen; während das, was die längst betretenen Gleise verfolgt, eleganter, schönheitsreicher, freier in der Raum- und Formenentwicklung ist.

Des sterbenden Saliers Konrad Prophezeiung, daß die Zukunft des Reiches bei Königen aus dem Sachsenstamm liege, bewahrheitete sich glänzend. Geht die Thatkraft des ersten Heinrich noch auf die Errichtung der Unabhängigkeit und Selbständigkeit der königlichen Gewalt gegenüber dem Andrängen äußerer Feinde und der Rivalität der einzelnen Stammesherzöge, so hält Otto der Große das Errungene fest, erweitert die Landesgrenzen und stellt durch die Errichtung des römischen Kaisertums deutscher Nation das Reich an die Spitze der Völker des Abendlandes. Erst damit findet die lange Periode der Zersplitterung, der Auflösung der antiken Kultur, der hin- und herschwankenden Kämpfe der christlichen Welt gegen das Heidentum ihren Abschluß. Die Aufgabe des sächsischen Kaiserhauses liegt somit in der Aufrichtung und Konsolidierung eines großen und machtvollen Reiches im Herzen von Europa, eines Reiches, welches die Schutzmauer gegen Dänen, Slawen, Ungarn bildet, in welchem nach endgültiger Herstellung der staatlichen und kirchlichen Ordnung nun auch eine neue Kultur, neue Sitte und neues Geistesleben auf Grund germanischen Volksnaturells und christlicher Anschauungen ersteht. Das Stammland des Königshauses aber war es, welches vor allem die Vorteile der großen Zeit empfand. Gewaltige Kämpfe hatten die Grenzen gesäubert, kräftige Arme schützten sie dauernd; es erblühten die Segnungen des Friedens und der Kultur, wie man sie vordem im Volke nicht gekannt. Die Chronisten sind voll des Lobes, das goldene Zeitalter scheint angebrochen: „sicher zieht der einzelne Wanderer die Landstraßen; in lachende Felder verwandelt sich mehr und mehr der Urwald; Handel und Wandel gedeihen und fördern den Reichtum; in den neu entstehenden Städten gedeiht das Handwerk; zahlreiche Klostergründungen tragen die Gesittung auch in das offene Land, werden Pflanzschulen der Wissenschaften und Künste.“ So ungefähr Dietmar von Merseburg. — Wie aber die Kultur Sachsens im allgemeinen die Höhe der Zeit bezeichnet, so auch seine Bauten.

Hier auf diesem Boden erblüht der aller Orten autochthon in natürlichem Übergang aus der Antike sich entwickelnde sogenannte *romanische Stil* am frühesten in wichtigen Werken; ein Baustil so fähig individueller Ausbildung, so reich an synonymen Formen auf der Höhe der Ausbildung, wie kein anderer. Die Bauten im alten Sachsenlande sind es deshalb auch, in welchen die Überführung von der Bauweise der karo-

lingischen Zeit zu der des späteren Mittelalters sich am deutlichsten verfolgen läßt; nur darf nicht vergessen werden, daß die Werke, an denen wir heut diese Fortschritte der Entwicklung zu betonen vermögen, ihre Bedeutung für uns vielleicht nur deshalb erlangt haben, weil ältere Schöpfungen, von denen sie erst abgeleitet, untergegangen sind.

Das wichtigste Werk des sächsischen Königshauses wäre, wenn der alte Bau noch stände, die Stiftskirche zu Quedlinburg. Auf künstlich durch Ableitung eines Armes der Bode hergestellter Insel hatte Heinrich hier eine Pfalz erbaut und neben ihr gemeinsam mit Mathilde, seiner Gemahlin, ein dem heil. Servatius geweihtes Kloster. In dessen Kirche wurde er 936 beigesetzt. Dort am Grabe seines Vaters, dem Witwenfisch seiner Mutter, liebte es Otto der Große, das Osterfest zu begehen und ebenso nach ihm noch Sohn und Enkel, so oft sie in Deutschland weilten. Solch bevorzugte Bedeutung des Klosters veranlaßte dessen schnelles Wachstum. Schon Heinrichs Enkelin, die Äbtissin Mathilde, veranlaßte einen Neubau (geweiht 997) und 1021 wird bereits wieder von einer Weihe berichtet. Die heutige Kirche aber entstammt bis auf wenige Reste des zehnten Jahrhunderts erst der sich lange hinziehenden Bauperiode nach einem Brande von 1070. — Befäh aber jene älteste verschwundene Anlage etwa schon gleich der heutigen eine zweitürmige Westfront? Es wäre die früheste, von der uns Kunde gekommen! Oder hat auch hier, wie so oft, die spätere Zeit erst die Fassade an Stelle des ursprünglichen Westchores gesetzt? — Die erhaltenen Details des zehnten Jahrhunderts, eine Anzahl von Säulenkapitellen (vergl. Fig. 12 und 13) zeigen, wie zu erwarten, das Gähren der Zeit verkörpernd, die Mischung alter und neuer Motive, das alte reifer, zierlicher, das neue urwüchsig, fast roh.

Derselben Periode gehört zu Quedlinburg ferner die Krypta unter der St. Wiperti-kirche an. Auch diese eine Stiftung Heinrichs, bei der nach des Gatten Tode die kirchenfreundliche Mathilde ein Mönchskloster errichtete. Das heut hier stehende Gotteshaus stammt freilich erst von einem Umbau des zwölften Jahrhunderts, die



Fig. 12.



Fig. 14.

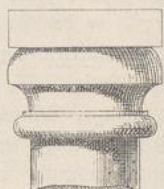


Fig. 13.

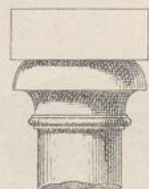


Fig. 15.

Fig. 12 u. 13. Details des zehnten Jahrhunderts aus der Stiftskirche zu Quedlinburg.

Fig. 14 u. 15. Details des zehnten Jahrhunderts in St. Wiperti zu Quedlinburg.

Krypta aber noch aus König Heinrichs Zeit. Deshalb wird sie trotz ihrer Kleinheit für die Kunstgeschichte wichtig; denn über die vereinzeltten Reste der Stiftskirche hinaus bietet sie eine vollständige Raumbildung, von der man bei der großen Verwandtschaft der Einzelformen in beiden Kirchen (vergl. Fig. 13 u. 15) doch auch bis zu einem gewissen Grade auf die Gesamtarchitektur der ältesten Servatiuskirche zurück schließen kann. — Die Krypta von St. Wiperti bietet drei tonnengewölbte Schiffe, von denen das mittlere in halbrunder Apsis endet, um die sich die beiden äußeren zu ebensolchem Umgang zusammenschließen. Vier einfache qua-

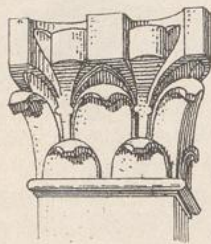


Fig. 16 u. 17. Kapitelle des zehnten Jahrhunderts zu Essen.

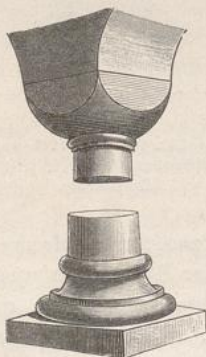


Fig. 18. Würfelkapitell und Basis zu Essen.

drate Pfeiler trennen die Schiffe; zwischen je zwei von ihnen ist eine Säule mit primitivem Kapitell angeordnet; die Altarnische vom Umgang trennen ein schlankerer Mittelpfeiler mit jonisierendem Kapitell, und je zwei Säulchen zu den Seiten; diese mit einfachen trapezförmigen Steinklöben als Kapitell. Über den Stützen ruht ein horizontales Gebälk, welches die Wölbung trägt. Noch leben zwar antike Reminiszenzen in dem kleinen Bau (7,2:6,9 m bei 9,8 m Scheitelhöhe); aber die Erinnerung des Architekten an das jonische Kapitell ist doch nur noch flüchtig. Die Basen sind attisch, die beliebte Form des ganzen Mittelalters, und zwar bereits in jener steilen Bildung, welche einen wesentlichen Unterschied zur Antike ausmacht und die Baugewohnheit des späteren zehnten und des elften Jahrhunderts bildet. Zum erstenmal tritt hier auch jener Wechsel von Pfeiler und Säule in der Stützenstellung auf, der im nächsten Jahrhundert namentlich in Sachsen so vielfache Verbreitung findet. Die befremdlichen, später nicht wiederkehrenden scheinrechten Architrave sind wohl nicht so sehr aus einem ästhetischen Ansehen bei der Antike, als vielmehr aus der Nötigung entsprungen, dem Tonnengewölbe ein konstantes Unterlager zu schaffen. Denn noch ist in diesen Landen die Kunst des Wölbens eine seltene: nur ängstlich, nur bei geringen Abmessungen geht der Baumeister an sie. — Alles in allem haben wir hier ein Werk aus der Kindheit der Kunst vor uns, aber doch das Resultat selbständigen Denkens, das in seinen Eigentümlichkeiten leicht aus den Anforderungen der Konstruktion zu erklären ist, ohne daß man die mythischen Beziehungen zum vorangehenden Holzbau heranzuziehen brauchte.

Das als Fig. 14 abgebildete primitive Quedlinburger Kapitell kehrt fast genau wieder in den ebenfalls dem zehnten Jahrhundert angehörenden Teilen der Abteikirche zu Essen, während dieselbe Bauzeit hier doch zugleich auch sehr zierliche der Antike nachgebildete Formen (Fig. 17) zeigt. Das

im Jahre 874 gegründete Kloster zerstörte vor 947 bereits wieder ein Brand; der Bauperiode, welche dieser Katastrophe folgte, entstammt der schon oben als Kopie von Aachen erwähnte Nonnenchor.*) An einen hohen, das Mittelschiff schließenden Bogen lehnt sich ein Chorschluß aus drei Seiten des Zehnckes im Aachener System. Von dorthier ist auch die Außenbildung dieser Teile mit dem höher hinaufsteigenden Mittelförper, und den beiden kleineren unten rechtwinkligen, oben runden Treppentürmen, sind ebenso (in Abschwächung der Aachener Strebe Pfeiler) die Pilaster als Wandgliederung der Obermauer übertragen. Wichtiger aber als durch diese Anlehnung an das ältere Vorbild ist der Bau durch die Fortschritte im Detail. Neben der Beibehaltung der antifizierenden Formgebung treten hier zum erstenmal neue Bildungen auf. Zunächst das Würfelkapitell, jene eigenartige mittelalterliche Erfindung. Da sie unzweifelhaft ohne Übertragung von anderswo her an verschiedenen Orten selbständig gemacht worden, hat man sie aus dem älteren Holzbau herleiten zu dürfen geglaubt. Mit Unrecht! Die Einfügung eines Kapitellklozes zwischen Säule und Balken wäre dem Holzbau völlig konstruktionswidrig; etwaige Kopfverzierungen müßten hier gerade mit der Säule aus einem Stück gearbeitet werden. Die Holzarhitektur aber kennt überhaupt kein Kapitell; sie ersetzt es durch den Unterzugsbalken. Das Würfelkapitell des Mittelalters ist nichts als die naturgemäße Überführung von der runden Säule zur Wölbung; es erklärt sich zwanglos aus der Konstruktion. — Ferner begegnen wir in Essen zum erstenmal, vielleicht nach ravennatischen Vorbildern, jener Fensterform, welche in einen großen Rundbogen zwei kleinere, durch eine Mittelsäule gestützte einfügt; auch dies bekanntlich eine für das ganze Mittelalter charakteristische Bildung, die hier sogar schon in das Feld zwischen dem großen und

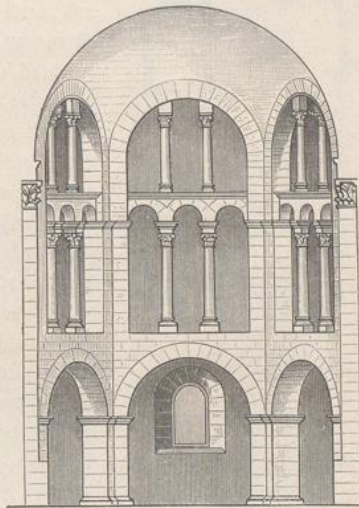


Fig. 19. Westchor zu Essen.

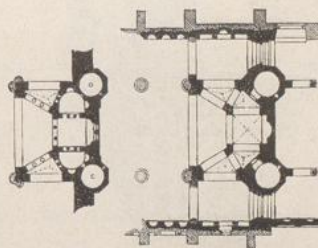


Fig. 20. Grundriß vom Erdgeschoß und Empyre im Westchor zu Essen.

*) In der Mitte des ersten Jahrhunderts wurde dann, wohl als Umbau älterer Anlage, bei diesem Werke ein Säulenvorhof errichtet, der das Münster mit der axial zu ihm liegenden Taufkapelle St. Johann in Verbindung brachte. Die ursprüngliche Form der letzteren ist durch einen spätgotischen Neubau verdrängt worden. — Es ist dies das einzige in Deutschland erhaltene Beispiel jener in altchristlicher Zeit bekanntlich weit verbreiteten Gruppierung der Kathedralanlage. Eine ähnliche Disposition wie hier ist auch für Aachen voranzusetzen.

den kleinen Bögen eine Kreisöffnung einlegt — die Ausgangsform für das spätere Maßwerk.

Gleichzeitig etwa mit diesem Bau wurde die Stiftskirche zu Gernrode (seit 961) errichtet. Als Witwenstift seiner Schwiegertochter hatte der gewaltige Slavenbezwinger, Markgraf Gero, an dieser Stelle ein Kloster gegründet, in dessen Kirche er selbst im Jahre 965 bestattet wurde. Bei der Vorliebe Geros für diesen Bau darf man von vornherein annehmen, daß er ihn so glänzend und reich ausgeführt, wie die Kunsthöhe seiner Zeit es überhaupt gestattete. Der westliche Chor wurde später erneuert, vieles im Innern in den beiden folgenden Jahrhunderten umgebaut, aber der Grundcharakter des Ganzen ist doch erhalten. So ermöglicht wenigstens ein großes Werk des zehnten Jahrhunderts die Entwicklungsstufe zu erkennen, welche der Kathedralgedanke in jener Zeit erreicht hat. Noch ist die Komposition nicht zur Klarheit gediehen, aber doch schon reifer als in St. Gallen. Es ist ein Langhaus mit breiten Nebenschiffen, dessen Stützenstellung den schon in der Wipertikrypta beobachteten Wechsel der Pfeiler und Säulen zeigt. Im Osten ein Querhaus, welches freilich für die Raumwirkung des Innern noch durch Einbauten verloren geht. Daran schließt sich ein ziemlich quadrater Altarraum mit halbrunder Apsis; eben solche

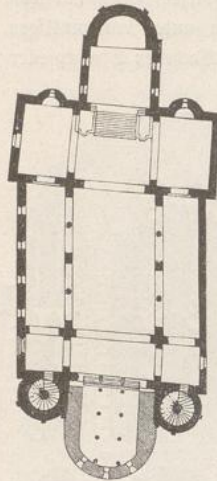


Fig. 21.
Stiftskirche zu Gernrode.

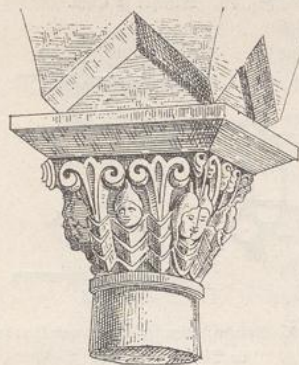


Fig. 22. Kapitell zu Gernrode.

Apsidiolen legen sich an die Ostwand der Kreuzarme. Unter dem Altarhause die Krypta. Im Westen schließt das Langhaus wieder ein verkümmertes Querschiff; dahinter ein Altarhaus mit halbrundem Schluß und neben ihm zwei Rundtürme, die hier also bereits zu festem Gefüge mit der ganzen Anlage zusammengeschlossen sind. Das heutige westliche Altarhaus entstammt einem Umbau des zwölften Jahrhunderts. Über den Arkaden zieht sich eine Empore in Form einer Säulengalerie hin, die über dem unteren Mittelpfeiler gleichfalls durch einen Pfeiler in zwei Hälften zerlegt wird und so die Bedeutung des Pfeilers gegenüber den Säulen für die Gliederung des Schiffes noch mehr betont. Beide Seitemporen dienten wohl den Nonnen als Aufenthalt; sie waren durch eine im Westen des Hauptschiffes liegende Quergalerie verbunden. Auch das Detail ist in Gernrode lehrreich: statt der

antiken Tradition, die in Essen — bei der größeren Nähe des altrömischen Kulturlandes — in den Gesimsen noch deutlich sichtbar ist, hier zwar nur bescheidene, fast rohe Formen, aber unverkennbar innerhalb dieser das Streben nach neuem. Die korinthische Grundbildung der Kapitele ist schon stark verwißt (vergl.

Fig. 22); dafür zeigen sich bereits figürliche Bildungen in ihnen. Der Aufbau der Arkaden über dem Kapitell bietet gleichfalls in dem eigentümlichen dreieckigen Ausschnitt des Mauerwerks ein unsicheres Taften nach neuen Motiven. Bemerkenswert endlich ist die Gliederung eines Mittelgeschosses des Nordturmes, dessen Pilaster durch dreieckige Giebel miteinander verbunden sind; also eine verwandte Form, wie sie Vorsch bot; der Südturm hat an dieser Stelle bereits die später allgemein verbreiteten rundbogigen Blendarkaden (ob Erneuerungsbau des zwölften Jahrhunderts?).

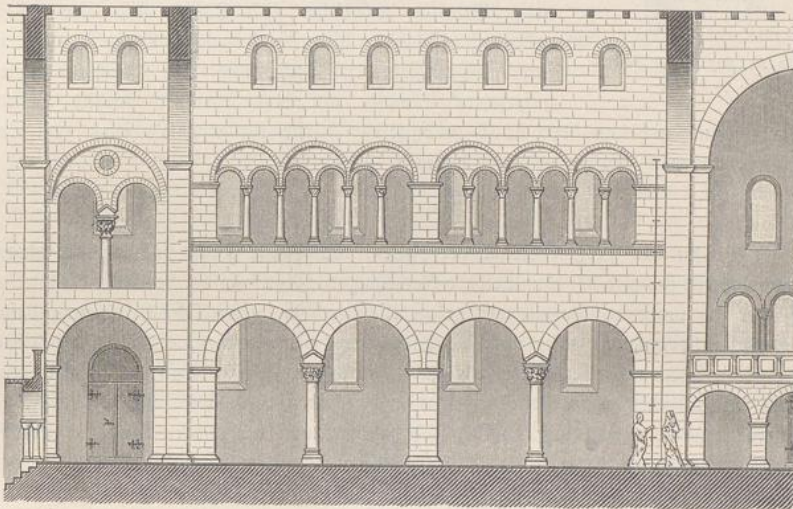


Fig. 23. System des Langhauses zu Gernrode.

In dieselbe Gruppe der Übergangsbauten gehören ferner zwei zeitlich bereits in das erste Jahrhundert fallende Werke: zunächst die ältesten Teile der Klosterkirche zu Norvey, einer Stiftung schon vom Jahre 815. Dort begannen um das Jahr 1000 größere Bauten, denen die Unterteile der beiden viereckigen Türme mit der dazwischen liegenden Vorhalle angehören, die oben eine nach dem Schiff zu geöffnete Empore bildete. Ein neues Entwicklungsmoment des mittelalterlichen Kirchenbaues diese Westempore über der unteren Vorhalle zwischen zwei Fronttürmen, wenn es nicht schon in der Kirche Eintrachts zu Seligenstadt aufgetreten sein sollte (vergl. S. 16 die Anmerkung)! Wir werden später zu verfolgen haben, wie dieses Motiv durch die Hirsauer Kongregation weite Verbreitung in allen Teilen Deutschlands findet und das siegreiche Übergewicht über die ältere zweistöckige Anlage erlangt, bis es selbst später der Frontbildung der Gotik zum Opfer fällt.

Die gurtlosen Kreuzgewölbe dieser Vorhalle werden von vier kurzen Säulen getragen, deren Kapitelle eine bewusste und korrekte Nachahmung der korinthischen Form mit darauf liegendem Kämpfergesims zeigen. Freilich sind bei dreien die Blätter nur



Fig. 24. Kapitell der Vorhalle
zu Korbey.

flüchtig angedeutet, beim vierten aber sorgfältig und getreu nach den Vorbildern durchgebildet; das Kämpferstück zerfällt in die antike Teilung von Architrav und Kranzgesims; es besitzt sogar Perlstab und Zahnschnitt. — Ziemlich der gleichen Zeit und vermutlich derselben Schule gehört die Bartholomäuskapelle zu Paderborn an, eine Schöpfung des Bischofs Meinwerk (1009—1036). Wieder ein nur kleiner Bau (12:8,3 m), den zwei Säulenreihen in drei gleich hohe Schiffe teilen, also eine Hallenanlage; eigentümlich kuppelartige Gewölbe decken sie. Die Säulen sind hier außerordentlich schlank gebildet und zeigen Kapitelle, die in ihrer korinthisierenden Form und dem gleichfalls ihnen aufgesetzten Kämpfer auf das Korbeyer Vorbild weisen; dorthier und nicht aus der Antike unmittelbar dürfte ihr Architekt seine zum Teil mißverstandenen Formen geschöpft haben.

Bis zu der großen Wende der Zeiten, dem Jahre 1000 und darüber hinaus noch erstreckt sich also der unmittelbare Nachklang der Antike in der deutschen Architektur. Findet sich unter den Karolingern gelegentlich noch die urkundliche Bestätigung dafür, so dürften doch auch später noch die Architekten, wenn befragt, als ihr künstlerisches Ideal die Bauten Italiens bezeichnet haben, in denen sie allerdings antikes Heidentum und Altchristliches nicht mehr auseinander zu halten vermochten. Weit freilich, erschreckend weit war man im Lauf der Jahrhunderte von der antiken Tradition technisch und künstlerisch abgekommen. Die kurze Blüte unter den Karolingern war ein vorzeitiger Frühlingstrieb gewesen; sie welkte dahin unter den rauen Stürmen der Folgezeit. Immer wieder aber blickte man zurück auf die römischen Werke, von denen damals noch eine größere Fülle in den Stätten alter Kultur erhalten war, suchte das eigene Können an dem so Geschauten zu bereichern. Namentlich das antike Detail ist Gegenstand allgemeinen Interesses und Studiums. So wird die attische Basis von den Architekten dieser Frühzeit übernommen, um hier und da in etwas breiter aber eleganter Form (vergl. Helmstadt, Fig. 10 und aus dem elften Jahrhundert noch die Bauten Heinrichs III.), im ganzen aber erst in steiler, später in breit ausfließender Bildung Gemeingut des ganzen Mittelalters zu werden. So bilden die Meister von Fulda, Quedlinburg, Essen, Lorsch, die der Krypta zu Werden und der ältesten Reste (um 1000) zu Gandersheim mehr oder weniger geschickt das jonische Kapitell nach, finden sich mannigfach Reproduktionen des korinthischen selbst noch im zwölften und dreizehnten Jahrhundert; und auf die Länge der Zeit geht sogar die antike Kelchform des Kapitells siegreich aus dem Wettstreit mit dem Würfelkapitell, dieser Erfindung des Mittelalters, hervor. Ebenso wird vielfach das Gebälkstück über den Säulen in romanischer Zeit angewendet und variiert. In Lorsch begegnet uns sogar ein ganz antiker Bauelement, der Triumphbogen. Naiver versuhr Karl der Große in Aachen, als er die Bauteile selbst direkt aus Italien übertrug, und ebenso noch ein Jahrhundert später Otto der Große für den Bau seines Doms zu Magdeburg.

Die altchristliche Zeit hatte in Italien den Zentralbau mehrfach bei großen Schöpfungen angewendet und von dort aus hatte Karls Münsterbau diese reifste künstlerische Bauform nach Deutschland gebracht; aber sie findet hier keine bleibende Stätte. Nur ausnahmsweise und zumeist in kleineren Werken wendet man sie an. Um das Jahr 1000 ist vielmehr die Basilika in der Umbildung, die sie allmählig in den Klöstern Franzien und dann auf deutschem Boden empfangen, die Normalform auch für Kathedralanlagen geworden. Schon ist in Norvege die zweithürmige Westfassade in ihren Grundzügen gegeben; ihr Kampf mit der doppelschürigen Anlage beginnt. Die Grundrißbildung ist ebenfalls in bestimmter Richtung hin in der Klärung begriffen, ihr sogar schon nahe. Das elfte Jahrhundert führt sie herauf und entwickelt als nächste Stufe der Ausbildung des mittelalterlichen Kathedralgedankens das Schema der romanischen, kreuzförmigen, flachgedeckten Basilika, die in Sachsen ihre harmonischste Ausbildung gewinnt.

Die Kunst des Wölbens war unter Karl noch auf sehr beachtenswerter Höhe gewesen, aber sie ging in der nächsten Folgezeit mehr und mehr verloren; nur noch kleine Spannungen wagt man im elften Jahrhundert mit massiven Decken abzuschließen, wobei die häufig unklare Form und unbehilfliche Dicke von der Ungewohntheit der Architekten in solchem Thun zeugt. Doch hier gerade liegt ein weiterer Punkt, in dem das Mittelalter Neues aus sich selbst gebiert. Die zunächst bei größeren Bauten beliebte Säulenbasilika italischen Ursprungs schließt vermöge ihrer schlanken Stützen die Wölbung aus; so ging deren Kenntnis verloren. Als man dann in Rücksicht auf größere Monumentalität des Gebäudes und Sicherung desselben gegen Feuergefahr von selbst wieder zu dem Streben nach feuerfesten Decken gelangt, muß man zunächst die Säule durch den Pfeiler ersetzen. Dann bildet sich schrittweise die Wölbung aus. Das feste Zusammenschließen des ganzen Gebäudes zu einem einfachen, klar disponierten, aus der Deckenkonstruktion bedingten Ganzen endlich, ein weiteres entscheidendes Entwicklungsmoment, ist ein Ziel, welches erst das zwölfte Jahrhundert erreicht, und zwar nicht mehr in Sachsen, sondern im Rheinland.

Eigentliches Ornament ist der Frühzeit fremd. Wo verzierte Kapitele auftreten, lehnen sie sich meist an die Antike an, aber schon zeigt sich das phantastische nordische Element, welches gern symbolische Tier- und Menschengestalten an dieser Stelle anbringt, zu Gernrode in seinen Anfängen. Die Profile stehen entweder unter antikem Einfluß oder sind noch von willkürlicher Bildung ohne Klarheit und festes Prinzip. Da es an dem trefflichen südländischen Baumaterial, dem Marmor, in Deutschland fehlt, der hier vorhandene Sandstein, Trachyt und Tuff aber nicht in langen Balken verwendbar ist, so fällt der scheinrechte Architrav über den Säulen von selbst fort; indem man statt seiner zur einfachsten Bogenform, dem Rundbogen, greift, überträgt sich dieser naturgemäß auch auf Thüren und Fenster und wird so die charakteristische Linie in der summarischen Gesamterscheinung der Bauten.

Dies ist in großen Zügen die Entwicklung, welche die Baukunst um das Jahr 1000 erreicht hat.